

Schon wieder hat er Schalterdienst. Dafür sind eigentlich die regulären Postangestellten zuständig, zwei junge Frauen aus Hirschberg. Aber die eine ist schwanger und darf nicht heben, die andere versorgt ihre kranke Mutter. Also muss er ran, obwohl er der Vorgesetzte ist. Die Schalterzeiten müssen sichergestellt werden für die Bevölkerung, unter allen Umständen. So lautet der Befehl.

Missmutig nimmt er den Brief entgegen, den ein altes Mütterlein ihm reicht. Sie muss nachbezahlen, der Brief ist zu schwer, und die Marke fürs Winterhilfswerk fehlt. Sie klaubt die Pfennige aus einer alten Lederbörse, die fast leer ist. Er lässt den Stempel am langen Holzgriff auf den Brief heruntersausen, so dass es ordentlich knallt. Die Nächste in der Schlange schaut erschrocken, es ist eine junge Schwester in der Tracht der Diakonissen: weiße Haube, weiße Bluse, graue Schürze. Einziger Schmuck ist die Brosche mit dem roten Kreuz. Ihre Augen sind weit aufgerissen, sie streckt ihm wortlos ein Päckchen hin. Es ist sorgfältig gepackt, mit rot-weißer Kordel verschnürt, die Adresse in schön geschwungener Schrift.

„Express oder normal“, fragt er, und sie flüstert fast: „Normal“.

„Sondermarke Winterhilfswerk?“ fragt er. „Dann sind es 45 Pfennig.“

Sie nickt und zieht eine bestickte Börse aus der Rocktasche. Es ist die Handarbeit eines Kindes, die Lasche verschlossen mit einem roten Knopf. Plötzlich muss er an früher denken, die Mädchen hatten solche kleinen Täschchen im Handarbeitsunterricht bestickt.

Er lächelt, als sie das Geld über den hölzernen Tresen schiebt, der ganz blank ist und in der Mitte eine Mulde hat von den vielen Händen und Münzen. Kurz hebt sie den Blick, er sieht ihre blassblauen Augen. Die Finger, die jetzt die Münzen loslassen, sind sauber geschrubbt, mit kurzen Nägeln. Eine praktische junge Frau, kein Püppchen. Kein Ring am Finger. Sie errötet, als sie seinen Blick bemerkt, und steckt die Börse schnell wieder ein. Nicht, ohne den Knopf sorgfältig zu schließen. Sie wendet sich zum Gehen. Er sieht ihr hinterher, als er die Marke auf den feuchten Schwamm tupft, auf das Päckchen klebt und stempelt. Sie ist nicht groß, geht mit leichtem, aber energischem Schritt.

Die Schalterstunden ziehen sich hin im halbdunklen Postamt. Der mächtige Bau aus der Kaiserzeit hat Sprossenfenster aus dickem Glas, die von außen vergittert sind. Von innen sind die Scheiben zugeklebt, die Verdunkelung ist Vorschrift. Nur über den Schaltern hängen ein paar Glühbirnen, die alten Kronleuchter sind kaum zu sehen unter der hohen Decke. Manchmal wünscht er sich fast, wieder im Feld zu sein, im Panzer zu sitzen. So, wie es am Anfang war. Er ist Funker, hält die Verbindung zu den anderen, ist praktisch Auge und Ohr der Panzerbesatzung. Er wurde nicht müde, und wenn doch, gab es eine Handvoll Pillen. Es gab für seinen Panzer nur wenige Kampfeinsätze, Glück gehabt. Immer weiter, weiter ging der Feldzug im Sommer 41, bis kurz vor Moskau. Immer weniger Panzer waren übrig, die verbleibenden wurden alle paar Tage neu gruppiert. Viel zu tun für den Funker.

Der Herbst kam, alles versank im Schlamm. Der erste Frost war ganz hilfreich, der Untergrund wurde wieder fest. Und dann wurde es Winter. Zum Glück waren sie nicht ganz vorne gewesen, so konnten sie sich rechtzeitig in ein Dorf zurückziehen und die kalten Nächte überstehen. Genagelte Stiefel sind fein bei gutem Wetter. Im Winter ziehen die Nägel die Kälte in den Fuß. Bald banden sich auch die Deutschen Lappen und Felle um die Stiefel. Als Funker gab es nicht mehr viel zu tun, der Panzer stand jetzt als Gefechtsstand vor dem Dorf. Solange es noch ging, hatten sie Gräben ausgehoben und Maschinengewehre postiert. Schießen und Wache schieben, das ging in Ordnung. Das hat man schließlich gelernt als Soldat.

Manchmal aber mussten sie die Einsatzgruppen bei der Partisanenjagd unterstützen. Da ging es gegen Zivilisten. Mit dem Gewehr im Anschlag in die armseligen Bauernhöfen eindringen, und dann ... bald war er mit den Nerven völlig am Ende. Er zittert jetzt noch, wenn er daran denkt. Da halfen auch die Tabletten nicht, die von den Sanitätern verteilt wurden. Er hatte Glück, kam zur Erholung im Januar 42 nach Hirschberg ins Lazarett. Heimaturlaub gab es nicht, besser so, es musste ihn in Slate niemand sehen in diesem Zustand. Bald ging es ihm wieder einigermaßen, zur weiteren Erholung steckten sie ihn hier in die Post.

Nach dem Schaltdienst erledigt er die Arbeit, die den Postdienst kriegswichtig macht: die Überwachung der Feldpost, die hier von Ostarbeiterinnen sortiert wird. Hirschberg ist ein Umschlagplatz für Briefe und Päckchen an Soldaten und Rücksendungen in die Heimat. Da gibt es einiges zu tun, besonders weil die Ostarbeiterinnen überwacht und regelmäßig ausgetauscht werden müssen. Aus den Feldpostnummern und den Fahrplänen der Züge, die die Post bringen oder weiter transportieren, sind durchaus Informationen zu gewinnen über die Stationierung und Verschiebung einzelner Einheiten. Besonders dann, wenn jemand die Arbeit längerfristig macht. Er traut zwar keiner der Arbeiterinnen die geistigen Fähigkeiten zu, diese Muster zu erkennen, aber Wachsamkeit ist oberstes Gebot. Also werden die Arbeiterinnen spätestens alle zwei Wochen neu eingeteilt, damit sich keine Vertrautheiten bilden. Zwischendurch werden sie in die Betriebe geschickt, als Helferinnen oder Putzkräfte. Seitdem die Männer an der Front sind, mangelt es überall an Arbeitskräften. Wenn eine zu frech wird, steckt er das dem Kommandanten des Lagers, mit dem er manchmal abends eine Partie Schach spielt. Dann geht die auch mal ins Bergwerk, zum Ausräumen der Loren. Danach ist sie froh, wenn sie wieder in die Post darf. Natürlich nicht an den Schaltdienst, hier arbeiten nur Deutsche.

Seufzend packt Erich die Briefe und Päckchen des Nachmittags in einen Korb, für die Sortierstelle. Dabei fällt ihm das Päckchen mit der rot-weißen Kordel und der schön geschwungenen Schrift auf. Die junge Schwester mit den blauen Augen würde er gern noch einmal sehen. Er schreibt die Adresse auf dem Päckchen ab, in sein privates Notizbuch. Reußendorf Kreis Waldenburg, später will er nachsehen, wo das genau liegt. Den Absender notiert er auch: Altersheim Bethesda, Schützenstr. 88, Hirschberg im

Riesengebirge. Nicht weit von der Post. Er schaut sich verstohlen um, obwohl er ganz allein ist in der dunklen Schalterhalle. Dann legt er das Päckchen wieder in den Korb. Ein paar Tage später kommt sie wieder, diesmal mit einem Brief an die gleiche Adresse in Reußendorf. Diesmal grüßt er freundlich, und hätte fast ihren Namen dazu ausgesprochen: Fräulein Hörnig. Noch lieber hätte er ihren Vornamen gesagt, den er in den letzten Tagen still für sich wiederholt hatte: Fräulein Else. Fast wie seine Mutter, die Elsa heißt. Sie schaut ihn etwas länger an, bevor sie den Blick senkt. Wieder werden ihre Wangen rot, kreisrunde Flecken erschienen auf den blassen Wangen. Sie ist keines von diesen herrisch auftretenden BDM-Mädchen, sie kommt aus einem guten Stall. Er setzt diesmal den Stempel ganz sanft auf die Briefmarke, und besteht auch nicht auf der Sondermarke zum Winterhilfswerk. Dieses ständige Gebettel geht ihm allmählich auf die Nerven, genau wie die Eintopfsonntage. Alle wissen inzwischen, dass für die Sammlungen und Hilfswerke nur der kleine Mann zahlt, während die Bonzen nichts entbehren müssen. So wie die schwangere Postangestellte, die nicht mehr zur Arbeit kommt, aber neben dem Lohn weiterhin die Lebensmittelkarte für Schwerarbeiter erhält. Dabei ist sie nicht mal verheiratet mit dem Kindsvater, einem SS-Mann in der Etappe.

Er ringt sich ein Lächeln ab, schließlich kann Fräulein Else nichts dafür.

„Heil Hitler und auf Wiedersehen, Fräulein...“

„Schwester Else“, sagt die junge Frau mit fester Stimme, dreht sich um und verlässt die Post.

Die nächsten Abende geht er wie zufällig in der Nähe des Altersheims spazieren, das eigentlich ein Siechenhaus ist. Kein passender Ort für eine blühende junge Frau, wie er findet. Überhaupt sollte es solche Häuser für verwirrte Alte gar nicht mehr geben. Alles unnütze Esser. Die Schwestern sollen sich um kranke und verwundete Soldaten kümmern. Davon gibt es leider immer mehr, seit der Vormarsch ins Stocken geraten ist. In der Wochenschau heißt es „Frontbegradigung“, er weiß, was das bedeutet. Die Kämpfe auf dem Rückzug sind schlimm genug, manchmal müssen sogar Verwundete zurückgelassen werden. Aber wirklich übel sind die Partisanen, die deutsche Soldaten heimtückisch hinter den Linien überfallen. Er hatte im Hirschberger Lazarett Kameraden getroffen, die Schlimmes erlebt hatten. Das waren keine schönen Geschichten. Manche, die direkt wieder zurück mussten an die Front, neiden ihm den ruhigen Posten. Die haben ja keine Ahnung, wie es in ihm aussieht. Nur mit Tabletten kann er überhaupt schlafen. Das Zittern kommt auch immer wieder. Er steckt sich eine Zigarette an, das beruhigt.

Erich reißt sich zusammen. Allzulange wird er nicht mehr in Hirschberg bleiben können. Also muss er handeln, wenn er seine Else, wie er sie bei sich nennt, wiedersehen will. Vielleicht kann er ihr einen Brief schreiben? Aber einfach so? Sein Blick fällt auf ein Plakat: „Liederabend im Theater“. Eigentlich geht er lieber ins Kino, aber dazu kann er sie nicht einladen. Das wirkt anzüglich.

Am nächsten Tag kauft er zwei Karten für den Liederabend steckt eine in den Umschlag mit einer Karte dazu: „Darf ich Sie einladen?“. Er unterzeichnet mit seinem Namen und

fügt in Klammern dazu „Hauptpost Hirschberg“. Den Umschlag mit ihrem Namen darauf gibt er am Siechenhaus ab, wo der Pförtner, ein alter Mann, ihn misstrauisch mustert. Dabei trägt Erich seine Wehrmachtsuniform. Er lächelt so harmlos wie möglich und sagt: „Eine persönliche Nachricht der Familie, bitte geben Sie den Umschlag direkt meiner Cousine.“ Dann schlägt er kurz die Hacken zusammen „Heil Hitler“. Der Pförtner nickt. Nachdem dies erledigt ist, atmet er tief durch und schaut noch einmal genauer, was auf dem Programm steht: Schubert-Lieder mit Klavierbegleitung. Ob das geeignet ist für ein erstes Treffen? Egal, jetzt muss das Schicksal sprechen.

Am Abend der Verabredung steht er in der frisch gebürsteten Uniform vor dem Theater. Zum Glück ist es noch nicht ganz dunkel, die Straßenbeleuchtung ist wegen der Verdunkelung sehr mäßig. Tatsächlich, da kommt sie. Sie trägt in schlichtes graues Kostüm, er bemerkt ihre schlanke Taille. Erich stellt sich mit einer knappen Verbeugung vor, bietet ihr den Arm und sie gehen in den Saal. Er erzählt, dass er aus Mecklenburg kommt, sie sagt wenig. Schon beginnt die Vorstellung.

„Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus...“ Ein trauriges Lied, ganz anders als die knalligen Schlager im Radio. Es passt zu seiner melancholischen Stimmung. Verstohlen schaut er zu ihr, sie lauscht aufmerksam. Da hat er wohl doch das richtige getroffen. In der Pause trinken sie eine Fanta, Coca-Cola gibt es leider nicht mehr, seitdem Krieg ist. Er erfährt, dass sie ihre Arbeit liebt, obwohl es manchmal anstrengend ist mit den alten Leuten. Neben dem Dienst im Siechenhaus macht sie einen Kurs beim Roten Kreuz und hilft im Lazarett bei der Pflege der verwundeten Offiziere. Er merkt, wie sein Lächeln gefriert. Klar, die Offiziere haben es wieder mal besser. Nach der Pause fühlt er sich mutig und berührt ihre Hand, als sie neben ihm sitzt. Sie schaut ihn an, mit einem Blick aus hellblauen Augen, wie kostbares Porzellan. Ihm schlägt das Herz bis zum Hals, und er kann kaum noch zuhören.

Der Schlussapplaus reißt ihn aus seinen Träumen, danach kommt die Zugabe:

„Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer.
Ännchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn,
Mein Leben schließ' ich um deines herum.“

Zum Glück gibt es noch einmal begeisterten Applaus für den Sänger, denn Erich muss sich erst einmal beruhigen: es ist, als hätte der Sänger seine Gedanken gelesen. Als er in Elses Gesicht schaut, sind ihre Augen feucht. Da wagt er es, greift nach ihrer Hand und drückt einen Kuss darauf. Sie zieht ihre Hand nicht weg. Auf dem Weg zu ihrem Wohnheim hält er ihren Arm, geleitet sie sicher durch die dunklen Straßen. Den Beginn dieser Liebesgeschichte stelle ich mir gern ganz zart vor, als Kontrast zu den brutalen Zeiten. Gleichwohl schreibe ich meinem Vater verächtliche Gedanken über Ostarbeiterinnen und Alte zu. Er war vermutlich kein glühender Nazi - wir haben nie

darüber gesprochen. Als ich alt genug war für solche Fragen, hatte er unsere Familie schon verlassen. Aber er hatte im Arbeitsdienst, im Wehrdienst und im Fronteinsatz genug Nazi-Ideologie aufgesogen, um die Parolen von „lebensunwertem Leben“ und „Untermenschen“ zu verinnerlichen. Historiker und Zeitzeugen berichten: es hätte viel Kraft und einen soliden moralischen Kompass gebraucht, um von dieser Ideologie unberührt zu bleiben oder auch nur kritisch darüber nachzudenken. Meine Eltern als junge Menschen hatten keinen moralischen Kompass, ihre Kraft reichte gerade zum Bewältigen des Alltags.

Von meiner Mutter weiß ich das explizit. Sie hat 1999 ihre Lebensbilanz geschrieben, mit 78 Jahren. Es sind dreißig handschriftliche Seiten, die sie mir damals gegeben hat. Darin stand kein Wort des Bedauerns über die Opfer dieser unmenschlichen Zeit. Dafür viel Selbstmitleid, Rechtfertigungen und antisemitische Verdrehungen. Damals war ich nicht bereit, mich mit diesem Text auseinanderzusetzen. Jetzt werde ich es tun, im Mutterbuch.

Beim Schreiben spüre ich Anspannung, und Wut. Ich muss mich zwingen, tief zu atmen. Meinen Eltern werfe ich vor, die Augen vor dem Elend anderer verschlossen zu haben, sogar an diesem Elend mitgewirkt zu haben. Vielleicht lese ich deshalb so viel über diese Zeit, besuche Gedenkstätten und vertiefe mich immer wieder aufs Neue entsetzt in die Geschichte. Vielleicht muss ich anstelle meiner Eltern das tiefe Mitleid für die Opfer empfinden und mich voller Scham verneigen an den Stätten der Vernichtung. Überall in Europa, auch in meiner Ostsee-Idylle, sehe ich Spuren der damaligen Grausamkeit und spüre Überbleibsel der Nazi-Ideologie. Faulige Reste, die jetzt wieder aufgekocht werden zu einem giftigen Brei der Menschenverachtung.

Die Recherche zeigt, wie schwierig die Lebensumstände der 1940er Jahre waren, wie bedrückend die Atmosphäre der Kriegsjahre gewesen sein muss. Beim Schreiben nähere ich mich der Welt meiner Eltern, empfinde Mitgefühl für sie. Aber es fällt es mir schwer, ihnen zu verzeihen. Es gibt keine Rechtfertigung für das, was damals geschehen ist: in den überfallenen Ländern, in den verbrannten Dörfern. In den Krankenhäusern, die ihre Patienten töteten und in den Betrieben, die Zwangsarbeiter ausbeuteten. Überall wurde Humanität mit Füßen getreten, wurde systematisch Leben vernichtet.

Wie wird diese Geschichte in unserem Jahrhundert weitergehen? Werde ich in den Augen der nachfolgenden Generationen irgendwann auch zu denen gehören, die wegesehen haben?

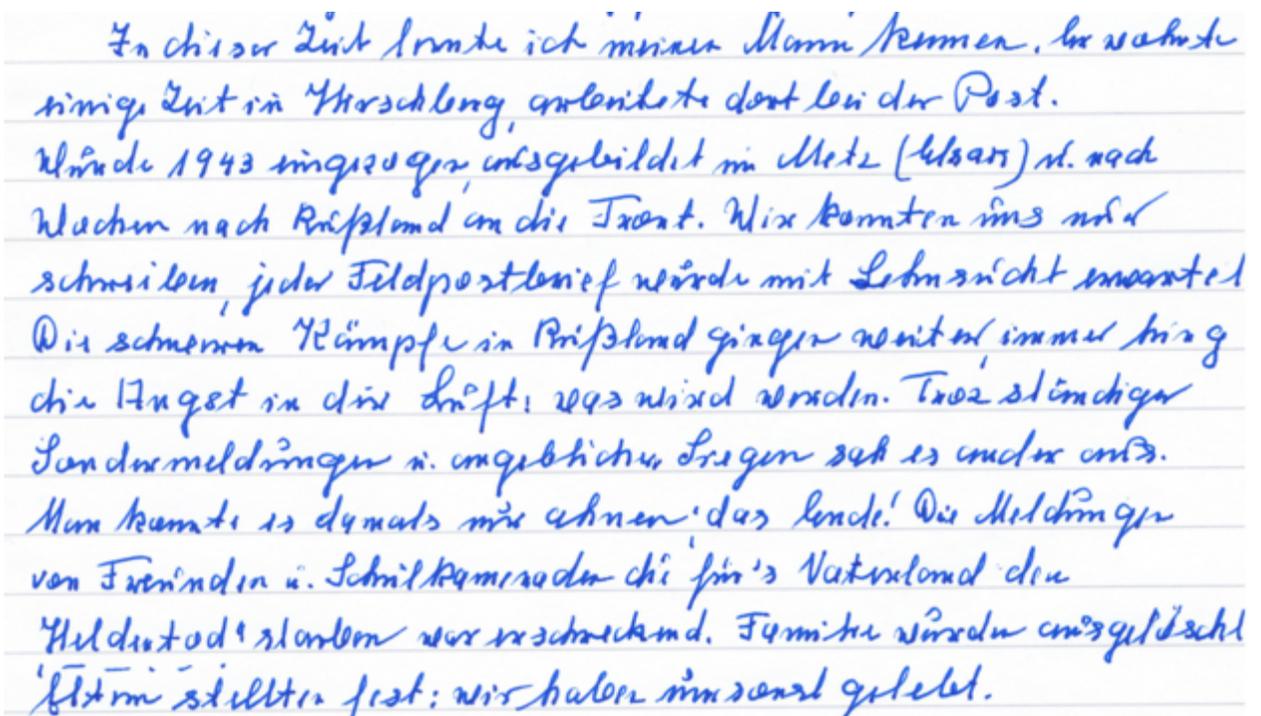
Aber zurück nach Hirschberg, 1942. Die Liebesgeschichte geht weiter, es gibt ein Foto von dem jungen Paar. Vermutlich haben sie sich in diesem Jahr verlobt, und sind deshalb zum Fotografen gegangen. Die Ringe, jeweils an der linken Hand, deuten darauf hin. Mein Vater schaut direkt in die Kamera, lächelt fast. Habe ich ihn jemals lachen sehen?



Meine Mutter schaut mit ihren porzellanblauen Augen in die Ferne. Wovon träumt sie? Was findet sie an Erich attraktiv? Vielleicht das „Fremde“, seine dunklen Augen, die immer etwas traurig blicken. Er hat gepflegte Hände, eine eher leise Stimme, und ist kein Draufgänger. Er benimmt sich nicht wie ein Bauer, obwohl er Landwirt ist. Vielleicht

hat er erzählt, dass er einen Hof erben wird. Geschichten erzählen konnte mein Vater gut. Oder er hat sie mit seinen Erzählungen vom Fliegerhorst Pütnitz beeindruckt. Else hatte eine Schwäche für die Fliegerei, sie schwärmte für die Pilotin Hanna Reitsch.

Meine Mutter schreibt 1999: „In dieser Zeit lernte ich meinen Mann kennen. Er wohnte einige Zeit in Hirschberg, arbeitete dort bei der Post. Wurde 1943 eingezogen, ausgebildet in Metz (Elsass) und nach Wochen nach Russland an die Front. Wir konnten uns nur schreiben, jeder Feldpostbrief wurde mit Sehnsucht erwartet. Die schweren Kämpfe in Rußland gingen weiter, immer hing die Angst in der Luft: was wird werden. Trotz ständiger Sondermeldungen und angeblichen Siegen sah es anders aus. Man konnte es damals nur ahnen: das Ende! Die Meldungen von Freunden und Schulkameraden die für's Vaterland den 'Heldentod' starben waren erschreckend. Familien wurden ausgelöscht. Eltern stellten fest: wir haben umsonst gelebt.“



In dieser Zeit lernte ich meinen Mann kennen. Er wohnte einige Zeit in Hirschberg, arbeitete dort bei der Post. Wurde 1943 eingezogen, ausgebildet in Metz (Elsass) und nach Wochen nach Russland an die Front. Wir konnten uns nur schreiben, jeder Feldpostbrief wurde mit Sehnsucht erwartet. Die schweren Kämpfe in Rußland gingen weiter, immer hing die Angst in der Luft: was wird werden. Trotz ständiger Sondermeldungen u. angeblichen Siegen sah es anders aus. Man konnte es damals nur ahnen: das Ende! Die Meldungen von Freunden u. Schulkameraden die für's Vaterland den 'Heldentod' starben waren erschreckend. Familien wurden ausgelöscht. Eltern stellten fest: wir haben umsonst gelebt.

Gut möglich, dass diese Untergangsstimmung dazu beitrug, sich schnell zu binden. Die Eltern meiner Mutter lebten nicht in Hirschberg, kamen nur gelegentlich zu Besuch. Also hat Else ihnen wohl zuerst mit einem Foto den jungen Mann vorgestellt, in den sie sich verliebt hatte.

Nun ist meine Mutter in diese Geschichte getreten, als junge Frau von zwanzig Jahren. Sie ist mir näher als mein Vater, auch durch ihre Chronik. Mit diesem Text hat sie mir ein Gespräch angeboten, das ich damals nicht führen konnte. Nun ist es so weit.

Welche Geschichten will ich von ihr erzählen? Es gibt Fotos, die sie als Kind zeigen, beim Fotografen mit weißer Schleife im Haar. Oder in inniger Umarmung mit ihrer kleinen, pausbäckigen Schwester. Sechs Jahre war ein großer Altersunterschied, genau wie bei meiner Schwester und bei mir. Auch das Leben meiner Mutter ist ein Spiegel, in dem ich mich wieder erkenne.